

FÜR CARSTEN

ARMIN STROHMEYR

*Die Liebenden
des Jahrhunderts*

GEORGE SAND

UND ALFRED DE MUSSET

EDITION A•B•FISCHER

INHALT

PROLOG

Warum soll eine Frau denn nicht gebildet sein?

7 EIN DINER BEI LOINTIER

Wir wollen uns so lieben, dass wir nicht alt werden

29 EIN SOMMER DES GLÜCKS

Abgestumpft von Schüttelfrost, Ohnmacht und Schläfrigkeit

46 REISE IN DIE FLITTERWOCHE

Jeden Sonntag haben wir Maskeraden auf der Piazza

60 KARNEVAL IN VENEDIG

Unsere Beziehungen sind so verdorben und vergiftet

79 EINE UNMÖGLICHE MÉNAGE-À-TROIS

Die ewigen Schreckgespenster der Alpen

104 DER BERG RUFT – UND MUSSET AUCH

Und zudem bin ich hier nicht Madame Sand

123 DIE LEICHTIGKEIT DES VENEZIANISCHEN SEINS

Ich sah in ihr schmerzlich eine Schauspielerin

148 RÜCKREISE MIT ZERBROCHENEN ILLUSIONEN

*Ich werde das Meer und die Berge ein zweites Mal
zwischen uns stellen*

159 GETRENNTE WEGE

Geh weg, aber töte mich, wenn du gehst

177 ZWEIKAMPF MIT SCHERE, TRÄNEN, WORTEN, DOLCH

EPILOG

Ob wir Freunde oder Feinde sind

207 HEFTIGE NACHBEBEN

241 LITERATUR

242 ANMERKUNGEN

252 PERSONENREGISTER

255 ÜBER DEN AUTOR

256 BILDNACHWEIS + IMPRESSUM

EIN DINER BEI LOINTIER

Es ist Mittwoch, der 19. Juni 1833. Im Dachgeschoss des Hauses Quai Malaquais 19 in Paris bereitet sich eine junge, achtundzwanzigjährige Frau auf einen besonderen Abend vor. Sie ist angehende Autorin. Eine Zeit lang hat sie unter Pseudonym in Kooperation mit einem Kollegen veröffentlicht. Doch im Jahr zuvor publizierte sie ihren ersten allein verfassten Roman. *Indiana* mag kein Meisterwerk sein, doch stellte es selbstbewusst und unbequem die Frage nach der Möglichkeit weiblicher Selbstverwirklichung in einer von patriarchalen Konventionen geprägten Gesellschaft. Die Figuren des Romans sind weniger realistisch gestaltete, individuelle Personen als vielmehr Typisierungen verschiedener Formen der Liebe: der ehelichen, aber unglücklichen Treue; der sinnlichen, aber egozentrischen Leidenschaft; der stillen und anhänglichen Zuneigung. Die Hauptfigur, die schöne Kreolin Indiana, durchlebt alle Höhen und Tiefen der Liebe und Leidenschaft: eine langweilige, kalte Ehe; eine überstürzte, letztlich durch falsche Versprechen und überzogene Erwartungen enttäuschte Leidenschaft zu einem anderen Mann; und schließlich die Erfüllung in einer stillen und anhänglichen Liebe, fern allen gesellschaftlichen Konventionen und zivilisatorischen Zwängen auf einer einsamen Farm auf der Insel Réunion, einer französischen Besitzung im Indischen Ozean.

Die Autorin wusste um die Explosivkraft ihres Romandebüts. Und so frei sie sich in ihrem Buch gab, so litt sie doch selbst unter gesellschaftlichen und familiären Zwängen und Erwartungen. Ihr Ehemann setzte sie unter Druck, ebenso dessen Mutter: Die Schwiegertochter werde es doch nicht wagen, den guten Namen der Familie zu beschmutzen und ihn auf einen Buchdeckel zu setzen?! Also wählte die Jungautorin ein Pseudonym – nicht das einer Frau, sondern eines Mannes. Denn es ist zur damaligen

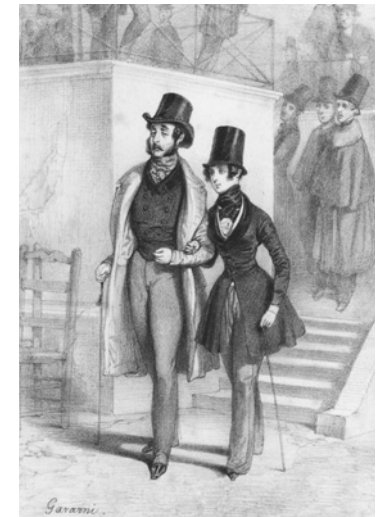
Zeit für eine Frau schlicht unschicklich, das in bürgerlichen Augen anrühige Genre der Belletristik zu bedienen. Das Pseudonym, ursprünglich aus Verlegenheit und um des lieben Friedens willen gewählt, wird indes schon bald nach Erscheinen von *Indiana* offengelegt. Und mehr noch: Trotz ablehnender und empörter Stimmen aus der Pariser Gesellschaft wird der Roman ein Erfolg, ein *Succès de scandale*. Er macht seine Autorin berühmt. Und unter dem männlichen Pseudonym wird sie zur berühmtesten Schriftstellerin ihrer Zeit aufsteigen und in die Literaturgeschichte eingehen: George Sand.

Die Camouflage ist dürftig, denn die literarische Welt von Paris ist überschaubar und gut vernetzt, so dass das Geheimnis bald gelüftet ist. Und man weiß, dass Aurore Dudevant, so der bürgerliche Name der Autorin, eine Zeit lang mit dem mäßig begabten Kollegen Jules Sandeau liiert war und mit diesem zusammen einen Roman unter dem Titel *Rose et Blanche* verfasst hat. Von »Sandeau« ist es nicht weit zu »Sand«. Aber weshalb »George«? Kaum einer weiß, dass dies eine versteckte Referenz Aurores an ihre Heimat, die Landschaft des Berry, ist. Dort besitzt sie ein herrschaftliches Anwesen, Schloss Nohant. Und im Berry ist »Georgeon« eine gebräuchliche Bezeichnung für den Teufel. Ein Maskenspiel also, eine Freude am Mummenschanz. Und tatsächlich gilt die Herrin von Nohant in bürgerlichen Kreisen als anrühig. Wenn man ihr auf den Straßen von Paris begegnet, gibt es nicht wenige, die zischen oder sich gar bekreuzigen, als wären sie dem Leibhaftigen begegnet. Ihnen stößt auf, dass Aurore Dudevant auch in der Öffentlichkeit gerne Männerkleidung trägt, ein Leinenhemd und einen Gehrock (eine sogenannte Redingote), Hosen, Stiefel, einen schwarzen Zylinder. Dazu raucht sie – was damals für Frauen ganz und gar als unziemlich gilt –, am liebsten Zigarillos oder Zigarren, gern auch mal eine Pfeife. Ein »Mannweib«, so heißt es. Und zugleich eine *Femme fatale*, ein männerverschlingendes Wesen, denn die Liste ihrer Liebchaften, der tatsächlichen und der angedichteten, gilt als lange,

und das, obwohl sie verheiratet ist, mit dem kruzbraven Oberst Casimir Dudevant. Doch bereits seit zwei Jahren lebt Aurore alias George Sand von ihrem Mann und ihren beiden Kindern, Maurice und Solange, getrennt und bewohnt eine Mansarde am Quai Malaquais in Paris, wo sie allerlei Künstlervolk empfängt, auch einzelne Herren. Recht ausgelassen, so tuscheln die anderen Hausbewohner, soll es bei diesen Festen zugehen, und auch die Concierge, die dazu bestellt ist, den Besuchern die Haustür zu öffnen, kann so manche pikante Geschichte erzählen.

Als George Sand sich an jenem Abend des 19. Juni 1833 für ein Diner im Nobelrestaurant Lointier zurechtmacht, will sie nicht in Redingote und Zylinder erscheinen, denn diese Kleidungsgehnheiten stammen noch aus der Zeit, als sie mittellos in Pariser Absteigen hauste, aus Sparzwängen auf teure und aufwendige Roben verzichtete und sich tagsüber in die Stadtbibliothek begab, weil dort geheizt war, während in ihrer Dachkammer Eisblumen auf der Fensterscheibe glitzerten.

Heute hingegen will sie die anderen Gäste überraschen und gewinnen, mit ihrem Charme, ihrer Schönheit, ihren geschmackvollen Damenkleidern ... Charles-Augustin Sainte-Beuve wird erwartet, das hat François Buloz, Gastgeber und ihr Verleger, geraten. Sainte-Beuve – der schärfste Kritiker von Paris und doch einer der gutmütigsten, warmherzigsten Menschen, die George Sand kennt. Ihm schüttet sie ihr Herz aus. Er hat sich bewundernd über *Indiana* geäußert. Und ihm hat sie auch ein paar



George Sand in der Redingote, vermutlich mit Jules Sandeau, Anfang der 1830er-Jahre

Kapitel ihres neuen, noch unfertigen Romans *Lélia* anvertraut und dazu geschrieben: »Eine Ermutigung von Ihnen würde mir die Kraft geben, es zu vollenden.«¹ Und im selben Brief, in einer Aufwallung von Offenbarung ihres Innersten, vertraute sie dem Freund an: »Glauben Sie nicht zu sehr an mein satanisches Wesen; glauben Sie mir, es ist nur ein Stilmittel, das ich benutze.«² Sie freut sich auf Sainte-Beuve und auch auf Buloz, ihren Verleger, Herausgeber der einflussreichsten literarischen Zeitschrift jener Jahre, der *Revue des Deux Mondes*. Beiden hat sie viel zu verdanken. Und eigentlich könnte die Vorfreude ungetrübt sein – wäre da nicht ein weiterer Gast, den sie nicht recht einzuschätzen weiß, von dem man sich in literarischen Kreisen aber viel erzählt, Wundersames und Abstoßendes: Alfred de Musset. Sainte-Beuve wollte ihn der Freundin bereits im Frühjahr vorstellen, doch damals wehrte sie ab: »Ich habe darüber nachgedacht und möchte lieber nicht, dass Sie Alfred de Musset zu mir mitbringen. Er ist zu sehr Dandy. Wir würden nicht zueinander passen, und wenn ich ihn sehen möchte, dann mehr aus Neugierde als aus wirklichem Interesse.«³ Sainte-Beuve akzeptierte ihren Wunsch, und so blieb es George Sand erspart, diesen neu aufgegangenen Stern an Frankreichs Dichterkönig kennenzulernen. Bis heute. Musset ist ebenso zu Lointier eingeladen, das hat George Sand durch ein Billett erfahren. Sie will die Dinge auf sich zukommen lassen. Musset soll geistreich sein, aber auch eitel, von sich selbst eingenommen, ein Narzisst und Dandy, der stets im Mittelpunkt stehen will, Kritik nicht erträgt und eine scharfe Zunge besitzt. George Sand nimmt sich vor, Kühle zu wahren, sich zurückzunehmen, den anderen nicht in ihr Innerstes blicken zu lassen. Auch aus Selbstschutz wählt sie an diesem Abend Frauenkleider, denn sie hofft, ein dezidiert damenhaftes Auftreten werde in Musset den Galan wecken und ihr peinliche Anspielungen oder gar Anwürfe ersparen. George Sand betrachtet sich im Spiegel: Sie ist zufrieden. Ihr langes, ebenholzsches, in der Mitte gescheiteltes Haar (das

Haar der Kreolin Indiana, denkt sie) korrespondiert exakt mit dem ebenso schwarzen Rüschenkleid, das einen tiefen Ausschnitt hat und einen Blick auf ihr makellostes Dekolleté freigibt. Ihr Gesicht hat einen eher dunklen Teint. Sie verzichtet – anders als die Damen ihrer Zeit – auf Puder. Unter den edel gewölbten Brauen blicken ihr braune, stets wie von Melancholie oder Trauer umflorte Augen entgegen. Sie beschließt, das doch etwas zu strenge Äußere mit ein paar Accessoires aufzulockern: Sie steckt sich eine weiße Blüte ins Haar, legt ein silbernes Kreuzifix um den Hals, das zwischen den schwarzen, durchbrochenen Rüschen des Ausschnitts umso mehr zu glitzern scheint (mögen sie doch vom »Teufel aus Berry« denken, was sie wollen, schmunzelt sie), und hängt einen kleinen, in einer Scheide verwahrten Dolch, dessen Knauf mit Halbedelsteinen besetzt ist, an den Gürtel. Auch dies mehr ein Accessoire, das mit Projektionspiel spielt, denn eine Waffe, die geeignet wäre, sich nachts in den Gassen der Pariser Altstadt nötigenfalls zur Wehr zu setzen.



George Sand. Pastell von Charles Louis Grata, um 1835

Ein letzter kritischer Blick in den Trumeau, den hohen Wandspiegel, ein Griff zur Handtasche und zum leichten Sommercape – dann verlässt George Sand ihre »blaue Mansarde« (so genannt wegen der Wandfarbe) und steigt die Treppe hinab, geht an der Concierge vorbei, die ihr kritisch nachäugt. Draußen, auf dem Trottoir des Quai Malaquais, am linken Ufer der Seine gelegen, blickt George Sand kurz hinauf in den sich langsam verdunkelnden Abendhimmel. Zu Lointier in der Rue de Richelieu 104 sind es knapp zwei Kilometer. George Sand ist gut zu

Fuß. In ihrer Heimat Berry war sie häufig auf den Feldern ihres Anwesens Nohant unterwegs, zu Fuß oder zu Pferde (sie ist eine hervorragende Reiterin), bei Wind und Wetter. Sie liebt die frische Luft, den Blick in die Ferne des Horizonts, den Geruch von Gras, Wald, Regen und Tau. Auch hier in der Großstadt war sie in ihren ersten Jahren nur zu Fuß unterwegs, weil das Geld knapp war. Nun, nach der Trennung von ihrem Mann (der ihr eine jährliche Pension ausbezahlt) und dem Erfolg von *Indiana*, ist sie zwar nicht wohlhabend, aber finanziell doch so abgesichert, dass sie sich manchen Wunsch erfüllen kann. Eine Mietdroschke biegt um die Ecke der Rue des Saints-Pères. George Sand hebt die Hand nicht. Sie entscheidet sich für den Spaziergang. Der Pont du Carrousel, der an dieser Stelle über die Seine führen soll, ist erst im Bau und wird im Jahr darauf, 1834, eröffnet werden. Der nahegelegene Pont des Arts ist Fußgängern vorbehalten. Also schlägt sie den Weg dorthin ein, entrichtet den kleinen Zoll, überquert die gusseiserne Brücke, die unweit der Westspitze der Ile de la Cité den Strom überspannt, schickt einen Blick hinüber zur Stadtinsel, die wie ein großer Dampfer im Fluss liegt. Die Abendsonne vergoldet die altehrwürdigen Türme der Kathedrale Notre-Dame. Am rechten Flussufer angekommen, durchquert sie den östlichen Ehrenhof des Louvre, der nun die staatlichen Kunstsammlungen beherbergt und öffentlich zugänglich ist, geht bis zur Place des Victoires, biegt dort nach links ab, erreicht die Rue de Richelieu, folgt der Straße nordwärts, Richtung Montmartre, und gelangt nach einigen Minuten zum Restaurant Lointier.

Der reservierte Nebenraum ist hell erleuchtet, die Tafel mit Blumenbouquets, Porzellan aus Sèvres und Silberbesteck festlich gedeckt. François Buloz ist bereits anwesend und begrüßt die Gäste, seine Kollegen und Mitarbeiter, zuvorkommend. Auch Sainte-Beuve und Alexandre Dumas (père), den George Sand wenige Wochen zuvor kennengelernt hat, sind da. Und dann ist da noch Gustave Planche, ein junger, aufstrebender Literatur-

und Kunstkritiker, der ebenfalls für die *Revue* schreibt. Buloz weist George Sand den Platz zu seiner Linken zu. Ihr gegenüber sitzen die anderen Gäste. Der Stuhl zu ihrer Linken ist noch unbesetzt. Sie ist die einzige Frau im Raum. Sie ahnt, für wen der freie Platz reserviert ist, und hat ein etwas mulmiges Gefühl.

Und dann – der Kellner verteilt eben die Menükarten – geht mit einem Mal die Tür auf und der letzte Gast betritt mit Verspätung den Raum. George Sand weiß sofort: Das ist er, Alfred de Musset! Der junge Dichter, dessen Name am Himmel der Literatur aufstrahlt wie ein Komet.

Buloz ist aufgesprungen und zu Musset geeilt, schüttelt ihm vertraulich die Hand, weist ihm den Platz neben George Sand zu. Musset hat kurz in die Runde geblickt und mit einem Kopfnicken leger gegrüßt. Dann setzt er sich, nimmt die Menükarte zur Hand. George Sand blickt ihn von der Seite scheu und neugierig zugleich an. Sie ist von seiner Jugend berückt. Wie alt mag er sein? Allenfalls zwanzig, so schätzt sie. Er hat blondes, lockiges Haar, das ihm über die Ohren und in die Stirn



Alfred de Musset. Aquarell von Diogène Maillart

fällt. Seine Gesichtszüge sind weich und verträumt und irgendwie unschuldig. Aber seine Aufmachung! Er trägt eine stark taillierte Weste und eine enge, himmelblaue Hose. Ein Dandy, ein Modegeck par excellence!, so geht es George Sand durch den Kopf. Sie weiß nicht, ob sie das schön oder lächerlich finden soll. Und plötzlich wendet er ihr sein Jünglingsgesicht zu, lächelt etwas spöttisch und sagt unvermittelt, er habe *Indiana* gelesen, er bewundere den Roman und mehr noch dessen Schöpferin.